Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 41 (1937-1938)

Heft: 21

Artikel: Die roten Schweizer an der Beresina

Autor: Graf, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672805

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Da war es kein Wunder, wenn das Volk allerwärts die Ssterreicher, welche am 5. Juni in der ersten Schlacht bei Zürich die Franzosen schlugen, als Befreier begrüßte. Sie waren es auch in der Tat; denn ohne ihr Erscheinen wären die Kerker nicht geöffnet, sondern immer mehr gefüllt worden. Am 10. Juni 1799 kehrten Alons Reding und seine Freunde nach Schwyz zuruck, ersterer aber nur, um so rasch wie möglich seine Heimat zu verlassen. Nach zweisähriger Aufopferung, nach allen Kämpfen und Mühen sehnte sich der alte Vater nach Ruhe und nach einem sicheren Leben. Es war kein leichtes, mit einer achtköpfigen Familie ins Exil zu gehen. Die Familie begab sich am 20. Juni zunächst nach Glarus und dann nach Rorschach, wo sie bis zum Beginn des Oktobers verblieb.

Aber auch den Hunderten von Seiseln, welche in Aarburg eingekerkert lagen, schlug durch das Vorrücken der Ssterreicher die Stunde der Erlösung. Die Vorschläge Laharpes, des schweizerischen Robespierre, wurden nicht mehr gehört; denn nach ihnen hätte man den dritten Teil aller Schweizer erschießen müssen.

Endlich raffte sich auch die helvetische Regierung auf, welche am 31. Mai 1799 von Luzern

nach Bern geflohen war, zu tun, was ihr Ehre und Sewissen schon längst hätten gebieten sollen: Repräsentant Villeter von Zürich erhielt den Auftrag, den Zustand der in Aarburg Sefangenen zu untersuchen. Als dieser am 12. Juni dort anlangte, "fand er sie in verpesteter Luft, auf verfaultem Stroh, in ihrem eigenen Unrat zusammengepfercht." Empört räumte Villeter sofort diese scheußliche Kerferhöhle und setze zweihundertfünfundfünfzig Personen auf freien Fuß.

So endete für Schwyz und für viele andere Kantone die Zeit der ärgsten Oflaverei, welche die Schweizergeschichte kennt und gegen welche alle Sagen der Zwingherrschaft der Vögte von 1308 Kinderspiel sind. Dieser Vergleich wird noch fraffer, wenn man bedenkt, daß jene alten Geschichten nicht historisch erwiesen sind, die Sklaverei von 1798 und 1799 aber eine historische Tatsache ist, welche kein Historiker erschöpfend behandeln, kein Dichter grell genug darstellen könnte. Der alte Geßler soll wenigstens ganz offen bekannt haben, was er mit den Schweizern beabsichtigte; diese modernen "Vögte" jedoch verkündeten dem Volke Freiheit und Glück, ihren Fußspuren aber folgten Verwüstung, Mord und rauchende Trümmer.

Ich würd es hören.

Läg dort ich unterm Firneschein auf hoher Alp begraben, ich schliefe mitten im Juchhein der wilden Hirtenknaben.

Wo sonst ich lag im süßen Tag, läg ich in dunkeln Decken, der Laue Krach und dumpfer Schlag, er würde mich nicht wecken. Und käme schwarzer Sturm gerauscht und schüttelte die Tannen, er führe, von mir unbelauscht, vorüber und von dannen.

Doch klänge sanster Glockenchor, ich ließe wohl mich stören und lauscht ein Weilchen gern empor, das Herdgeläut zu hören.

Conrad Ferdinand Meher.

Die roten Schweizer an der Berefina.

Von Otto Graf.

Nach dem Brande von Moskau steht die französische Armee abgeschnitten von der Heimat inmitten der ungeheuren Steppen Rußlands. Noch gibt es einen Weg, sich aus der schlimmen Situation zu ziehen: ein rascher Vorstoß nach Norden, nach St. Petersburg, wo der Zar in ruhiger Sicherheit residiert. Napoleon ist denn auch zu einem solchen Plane entschlossen, stößt aber hier zum ersten Wale auf den Widerstand seiner Warschälle, die sich nach Ruhe und Winterquar-

tieren sehnen. Zum ersten Male auch weicht der Kaiser diesen Einflüssen, indem er, zu seinem Schaden, Friedensverhandlungen eröffnet, die aber, dank den Einwirkungen Englands in St. Petersburg, resultatios verlaufen. So geht der September zu Ende, die rauhen Herbstürme brechen herein, und angesichts des nahen Winters, entblößt von Lebensmitteln, muß Rapoleon den Befehl zum Kückzug geben. Langsam geht der Marsch über die aufgeweichten, kaum

fahrbaren Straßen der Stadt Smolenst zu, in der gemäß den kaiserlichen Anordnungen reichliche Magazine bereit sein sollten. Doch, wie die Armee ankommt, wartet ihrer die zweite große Enttäuschung dieses Feldzuges. Smolensk bietet nur für wenige Tage Lebensmittel, so daß der Rückzug weitergeführt werden muß. Jett aber naht sich Napoleons grausames Schicksal, dem kein Genie, keine Tapferkeit, keine Kriegskunst gewachsen ist: der russische Winter. Das Thermometer sinkt auf 25 Grad unter Null, ein eisiger Nordost fegt über das verschneite Gelände. Die Leiden der Goldaten steigen ins Unglaubliche, und erbarmenswert ist der Anblick, den die heimkehrenden Besieger von Europa bieten. Die Uniformen fast unkenntlich, keine Schuhe, verbundene Röpfe, mit Stroh umwickelte Kuße, gräßlich abgemagerte Gesichter, so wanken sie einher auf der Straße des Todes. In der Stadt Orscha, wenige Tagemärsche von der Beresina entfernt, stößt das Korps des Marschalls Dudinot, das bis jett die rechte Flanke der Armee gedeckt und den Ruffen die blutige Schlacht bei Polozk geliefert hat, zu dem Raiser. Bei diesem Korps befinden sich auch die Schweizer, die schon auf den Feldern von Polozk die Waffenehre ihrer Heldenväter treu bewahrt haben, und die jetzt, ermutigt durch die Nähe des Keldherrn, hoffen, den Nückzug ungefährdet vollenden zu können. Als sie aber sehen, wie die große Armee gleich einer Schar dem Grabe entstiegener Geister durch die Straßen der Stadt zieht, da bliden sie sich todesernst an: jett wissen sie, daß sie, obschon selbst fast zum Tode erschöpft, bestimmt sind, den Rückzug ihrer Rameraden zu decken und die Ehre des Raisers zu retten. Doch keine Enttäuschung, noch viel weniger eine Verwünschung ist zu vernehmen; im Gegenteil, diefe tapferen Elitefoldaten zeigen sich mit großer Begeisterung bereit, das Höchste zu wagen zur Erfüllung der beschworenen Waffenpflicht.

Und wahrlich, in diesen traurigen Tagen hat Napoleon treue Freunde nötig, denn rings um die französische Armee lagern 100 000 wohlausgerüstete, an die Unbilden des Winters gewöhnte Nussen, die sich schon mit der Hoffnung schmeicheln, ihren großen Segner abzufangen und im Triumph vor den Zaren zu führen. Ein russischer Tagesbefehl, der mehr einem polizeisichen Steckbriefe gleicht, denn einem militärischen Aktenstücke, gibt deutlich Beweis von dieser Hoffnung, indem er lautet: "Die napoleonische Armee ist

auf der Flucht, der Urheber all des Elends in Europa mit ihr. Wir befinden uns auf seinem Rückzugswege. Es kann leicht sein, daß es dem Allerhöchsten gefällt, von seinem Zorne nachzulassen und ihn uns zu überliefern. Ich wünsche daher, daß die Beschreibung dieses Mannes jedem bekannt werde. Er ist von kleinem Wuchse, wohlbeleibt, von blaffer Gesichtsfarbe, hat einen kurzen, starken Hals, großen Kopf (!) und schwarze Haare. Ich halte es für notwendig, daß Gefangene, die klein von Statur sind, mir vorgeführt werden. Von einer Belohnung spreche ich nicht, die Freigebigkeit unseres Monarchen haftet dafür!" In dieser höchsten Not, da alles verloren scheint, rafft sich der Kaiser auf zu voller Heldengröße. So groß ist seine moralische Kraft, so gewaltig der Zauber seines Namens, daß er mit seiner erstarrten, in Lumpen gehüllten Armee noch manövrieren und, trotz dreifacher Übermacht des Feindes, noch siegen kann.

Die Vorposten des Generals Dudinot langen am 23. November bei Borisow an der Beresina an, finden aber die Brücke zerstört und das rechte Flugufer im Besitz des Feindes. Ginige Stunden oberhalb der Stadt findet sich ein günstiger Plat für den Brückenschlag, den Napoleon rasch auszunützen weiß. Während, um die Russen zu täuschen, ein Teil der Armee in Borisow stehen bleibt, marschiert das Gros flugaufwärts nach Studianka, wo die braven Vontoniere, mitten im eiskalten Waffer stehend, eifrig am Brüdenbau arbeiten. Zum Schutze der Arbeiter lagern sich die Truppen dicht am Ufer des Flusses, ohne Feuer, ohne ausreichende Nahrung in der schrecklichen Winternacht. Da ertonen plötzlich gedämpfte Rufe: "Vive l'Empereur": der Kaiser reitet heran, steigt schweigend vom Pferde und lehnt sich nachdenklich an einen Brückenkopf. Mächtig belebt durch die Gegenwart des Feldherrn, der eisigen Kälte der Fluten trotend, arbeiten die Pontoniere mit aller Energie an den Brücken, und am folgenden Tage, nachmittags ein Uhr, können sie Napoleon melden, daß die erste Brücke vollendet ist. Sofort wird der Übergang angeordnet, zu dessen Überwachung sich der Kaiser persönlich neben dem Brückenkopfe aufstellt. Regiment um Regiment zieht an ihm vorüber, aber es sind nur noch kleine Truppchen, die den blikenden Adlern folgen. Doch diese Tapfersten der Tapfern marschieren so ernst, so entschlossen, rufen so tühn ihr "Vive l'Empereur", als stünden sie mitten in glorreicher Siegesbahn. Um die Mittagsstunde des 27. Septembers ist bis auf das Korps des Marschalls Victor die ganze Armee übergesett, worauf der Raiser an der Spike seiner Garden über die Brücke reitet. Doch noch ist die Gefahr nicht überwunden, denn zwei russische Heere versperren die Straße nach Wilna, während ein drittes den Marschall Victor bedroht. Go lauern ringsum Tod und Verderben; ein furchtbarer Winter, Hunger, Entbehrungen, feindliche Übermacht, alles verbindet sich zur Vernichtung der Großen Armee, doch trot alledem holt der Kaiser aus zu einem entscheidenden Schlage, durch hundert Feuerschlunde hindurch bahnt er sich seinen Weg, und an diesem Tage sind die Schweizer die todesmutigen Schildhalter seines Feldherrnruhms.

Am Morgen des 28. November stehen die Schweizerregimenter schlagfertig in den verschneiten Wäldern an der Beresina, ihre Offiziere schreiten ernst den Waldweg auf und ab. Mit stillem Sehnen gedenken die Tapfern der schönen Heimat, und dieser allgemeinen Sehnsucht gibt der Lieutenant Legler Ausdruck, indem er ein heimatliches Pilgerlied zu singen anhebt, in das alle Umstehenden ergriffen einstimmen. Bald rauscht der Männergesang mächtig durch den stillen, russischen Wald, und ernst klingt es hinüber zu den feindlichen Reihen:

Unser Leben gleicht der Neise Eines Wandrers in der Nacht. Jeder hat in seinem Sleise Etwas, das ihm Kummer macht.

Aber unerwartet schwindet Bor uns Nacht und Dunkelheit, Und der Schwergedrückte findet Linderung in seinem Leid.

Mutig, mutig, liebe Brüder, Gebt die bangen Sorgen auf! Morgen geht die Sonn' schon wieder Freundlich an dem Himmel auf.

Darum laßt uns weitergehen! Weichet nicht verzagt zurück! Hinter jenen fernen Köhen Wartet unser noch ein Glück!

Wie die Töne verklingen, wie alle die rauhen, kriegsgewohnten Männer von dem Vaterlande sinnen und träumen, da sauft mit teuflischem Seräusch eine Granate über ihren Köpfen dahin und reißt sie zurück in die rauhe Wirklichkeit. Zu gleicher Zeit sprengt auch der Kaiser durch ihre Linien, kalt und eisenhart ist sein Sesicht, seder Zug verrät den Feldherrn. Vis auf vierhundert Schritt reitet er an die Russen heran und beobachtet ihre Linien, bis ihn eine krachende Salve zur Rückehr nötigt. Als er den Marschall

Dudinot erblickt, gibt er ihm den Befehl, die Russen unverzüglich anzugreisen. In diesem Augenblicke, vor Beginn der Feldschlacht, treten die Schweizeroffiziere zusammen, legen Hand in Hand und schwören, ohne Furcht und Zagen, des Heldenruhms der Bäter eingedenk, zu kämpfen, um der Schmach und der Knechtschaft zu entgehen, und vor allem aus alles zu wagen für die Erhaltung und den Ruhm des Kaisers.

Gleich hungernden Löwen, mit der letzten Rraft, die der größte Mangel ihnen gelassen, stürmen jett die Schweizer vorwärts, mitten in den Feuerbereich der russischen Schützen hinein. Schrecklich räumen die Rugeln unter ihnen auf, der Boden rötet sich vom Blute der Göhne Helvetiens. Dünner und dünner werden ihre Linien, vielen Goldaten gehen die Patronen aus, so daß sich mehr als dreihundert Mann in den Wald zurudziehen muffen. Dies bemerkt der Lieutenant Legler, einer der Tapfersten. Unruhig sieht er um sich, da findet er den Divisionsgeneral Merle, den obersten Führer der Schweizer. In raschen Schritten eilt er auf diesen zu und meldet ihm: "Mein Herr General, Sie sehen vor sich dreihundert Mann, die keine Patronen mehr haben, der Feind benutzt diesen Umstand und nähert sich uns. Gollen wir ihn mit dem Bajonett angreifen?" Der General sinnt einen Augenblick nach, dann antwortet er: "Gut so, mein Freund, laufen Sie und rufen Sie in meinem Namen, man solle den Feind mit dem Basonett werfen!" Sofort eilt Legler weg und spricht mit lauter Stimme: "Im Namen des Generals! Zum Bajonettangriff! Tambours, schlagt Sturm!" Angesichts des mörderischen Feuers der Russen wagen die Tambouren nicht, sich an die Spike der tapfern Schar zu stellen, worauf Legler einen der Trommelschläger am Arme packt und sich mit ihm vor die Front stellt. Unter dröhnendem Hurra geht es vorwärts. Bajonette und Gäbel blinken, die alten, zerfetten Banner rauschen und die Russen, erstaunt ob dem unerwarteten Angriffe, weichen zurud. Schon rufen die Schweizer "Sieg", schon wankt die ganze feindliche Linie, als die russische Ravallerie durch eine Attacke das Gefecht wieder zum Stehen bringt. Doch unverzagt, unterstützt durch Polen und Küraffiere, schreiten die Schweizer zu neuem Sturme. gehen sie dem Feinde mit dem Bajonett an den Leib, siebenmal werfen sie die Russen in die Wälder zurud; schon liegen viele Offiziere und Goldaten tot oder verwundet auf der Walstatt, als die Racht hereinbricht und dem Morden ein Ende macht. Wie einst an der Moskwa, so benutzen auch jett die Russen die Dunkelheit zum Rückzuge, nur die wilden Kosaken streifen noch durch das weite Schneefeld, der Weg nach Wilna aber ist frei, der Kaiser, die Reste der Armee sind gerettet.

Die große Schlacht an der Veresina ist ein Ruhmesblatt schweizerischer Kriegsgeschichte, und mit vollem Recht dürfen die Schweizeroffiziere in ihrem Verichte an die Tagsatung sagen: "An den Ufern der Veresina, bei Vorisow, ist es, woschweizerische Tapferkeit den höchsten Ruhm errungen hat. Wir haben mit Löwenmut gekämpst, um uns war Tod und Vernichtung, aber zehn Stunden lang hielten wir den Angriff eines zehnsch überlegenen Segners aus. Viele unserer Sefährten sind nicht mehr, allein sie sielen als Helden, treu dem Schweizerruhm und dem Andenken alter Kriegsehre unserer Vorväter."

Von der Beresina weg ziehen die Trümmer der Armee unter Leiden, die keine Feder beschreiben kann, der Stadt Wilna zu, wo endlich einige aufgestapelte Vorräte liegen. Rapoleon selbst, der doch an die Schrecken des Krieges gewöhnt ist, entsetz sich beim Anblick dieses Heeres von To-

ten. "Lebensmittel, Lebensmittel", schreibt er an seinen Seschäftsträger in Wilna, "sonst wird diese undisziplinierte Masse alle nur erdenklichen Sreuel in der Stadt begehen... Es wäre mir sehr lieb, wenn sich in Wilna kein auswärtiger Seschäftsträger befände. Die Armee ist nicht in dem Zustande, daß man sie zeigen könnte."

In Wilna verläßt der Kaiser die Armee: der Feldzug ist zu Ende; die Pflicht als General hat er erfüllt, jett verlangt der Staatsmann fein Recht, denn die russische Katastrophe macht sein Reich, sein System in den Grundfesten erbeben. Auf einem Bauernschlitten durchraft er Litauen, Polen, Preußen; schon am 14. Dezember ist er in Dresden, wo er sich eine kurze Ruhe gönnt. Trotz der ungeheuren Verantwortung und der Gorgen, die auf ihm lasten, erinnert er sich des deutschen Dichters, von dem er einst gesagt hat: "Voilà un homme", und sendet in Wolfgang Goethes stille Poetenstube einen furgen Freundesgruß. Vier Tage später, am 18. Dezember, steigt er in den Tuilerien ab, empfangen von der dumpfen Ehrerbietung des Volkes: Hinter ihm liegen die Schrecken des ruffischen Winters, vor ihm liegt ein Kampf auf Leben und Tod, um Krone und Reich.

Alte Schweizer Haussprüche.

Bufammengeftellt von Milly Riechle.

Man fagt immer, Die Zeiten werden schlimmer. Ich aber sage, nein, Die Zeiten bleiben immer, Aber die Leute werden schlimmer.

Ich achte meine Kasser Gleich wie das Regenwasser, Das von den Dächern fließt! Und ob sie mich schon neiden, So müssen sie doch leiden, Daß Gott mein Kelfer ist.

Allen denen, die mich kennen, Wünsche ich, was sie mir gönnen. Es gönn' mir Einer, was er will, Wünsch ich ihm noch einmal soviel.

Aus Tauf-, Hochzeit- und Grabgeleit Mischt sich ber Klang des Lebens. Woher, wohin, wozu? Du frägst vergebens.

Dis Hus ist min und doch nit min, Wer vorher da, 's war auch nit sin.

Wer nach mir kunt, muß auch hinus, Sag', lieber Fründ', wem ist dis Hus?

Sott behüt dies Haus so lang, Bis ein Schneck die Welt umgang Und eine Ameis' dürst so fehr, Bis sie austränk das ganze Meer.

Zum Brüggli Schaffhausen bin ich genannt Für Farb seit hundert Jahren bekannt; Fröhliche Farben, ein reines Sewand Schaffe ich allen zu Stadt und Land. Und des Rheines schäumende Wellen Dienen mir gern als gute Sesellen.

Alte Ofenspruche.

Wo Fried' und Einigkeit regiert, Da ist das ganze Haus geziert.

Wenn Reid und Haffer brennten wie Feuer, Dann war' das Holz nicht halb fo teuer.

Wenn der Wein zu Kopf gestiegen, Steht der Seist des Menschen still. Und der Wille muß sich fügen, Wie der Seist des Weines will.